Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2013)
Heft: 4: Das grosse Sterben : Seuchen einst und jetzt

Artikel: Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben : das grosse Sterben
Autor: Währen, Sabine
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-843084

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben

Das grosse Sterben

Der Basler Totentanz, ein Ausschnitt

[sw] «Anno Domini 1348 do was ein grosser sterbeit, und sturbent gar vil lüten in allem lande» Die Rede ist von der Pest, dem Schwarzen Tod, der aus dem Orient über das Mittelmeer nach Europa kam. Was immer man dagegen unternahm: die Schliessung der Stadttore, die Flucht in die Landschaft – es war wirkungslos. Als Ursache der Pest vermutete man giftige Dünste, Schwärme von unsichtbaren Insekten, deren Eindringen in den Blutkreislauf Veränderungen im Körper zur Folge haben sollte ...

Das Leben unserer Vorfahren war von vielen Seiten bedroht: Krieg, Verwüstungen, Missernten, Hunger, Krankheit. Verheerend wirkten sich Seuchen vor allem in Zentren wie Basel aus, wo viele Menschen auf engem Raum zusammenlebten. Die akademisch gebildeten Mediziner standen Lepra, Pocken und Cholera hilflos gegenüber. Immerhin dezimierten diese Krankheiten die Bevölkerung nur unwesentlich.

Dann aber brach, wie in vielen anderen Städten, das Unheil auch über Basel herein. Aufgeschreckt durch Horrormeldungen über die nahende Pest, soll die Bevölkerung in Basel in eine Massenhysterie verfallen sein und die Obrigkeit genötigt haben, gewaltsam gegen die Juden vorzugehen. Es entstand das Gerücht, dass sie Brunnen vergifteten, um Christen umzubringen. Die unsäglichen Schauermärchen über Ritualmorde, Hostienschändungen, Schmähungen und Verwüstungen von Heiligenbildern gingen wie ein Lauffeuer durch die Bevölkerung. In Basel profilierten sich vor allem die Bettelorden mit ihren Volkspredigten als eigentliche Judenhetzer. Das Datum ist bekannt: Am 16. Januar 1349 wurden etwa 300 Basler Juden ermordet – auf einer Insel bei der Birsigmündung in einer Holzhütte zusammengepfercht und angezündet. Die Pest allerdings erreichte Basel erst im Mai 1349, ein halbes Jahr nach dem entsetzlichen Massaker.

Das grosse Sterben bricht über Basel herein

Die Bezeichnung «Schwarzer Tod» wurde im Mittelalter nicht verwendet – zeitgenössische Chronisten sprachen vom «grossen Sterben» oder der «grossen Pestilenz». Die Ärzte standen der für sie rätselhaften Krankheit ratlos gegenüber. Ein fundiertes Wissen hatten sie eher in der Astrologie, die den Hauptteil ihres Studiums beanspruchte. Medizinisch mussten sie auf das Wissen des antiken Arztes Hippokrates und seines Nachfolgers Galen zurückgreifen, nach dessen Lehren diese Infektion eine Fehlmischung der vier Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle war – das Prinzip der Ansteckung war unbekannt. Eine Übertragung von Tier zu Mensch war unvorstellbar. Stattdessen vermutete man, dass faul riechende Winde die Krankheit aus Asien nach Europa trügen oder dass sie durch Dämpfe aus dem Erdinneren verursacht würde. Obskure Ratschläge wurden erteilt. So sollten beispielsweise die Fenster nur nach Norden geöffnet werden, als gefährlich galten feuchtschwüles Klima und Südwind. Schlaf zur Tageszeit sowie schwere Arbeit förderten den Ausbruch einer Seuchenerkrankung und sollten vermieden werden. Die Seuche würde zudem durch die Schönheit junger Mädchen angezogen, hiess es. Tatsächlich jedoch starben mehr Männer als Frauen, mehr Junge als Alte. Die medizinische Fakultät von Paris wurde von Philipp VI. im Oktober 1348 mit einer Untersuchung über die Ursache der Pest beauftragt. Sie kam zum Schluss, dass die Seuche durch eine am 20. März 1345 eingetretene ungünstige Dreierkonstellation aus Saturn, Jupiter und Mars ausgelöst worden sei. Der umbrische Arzt Gentile da Foligno sah darin den Ursprung des Pesthauchs. Der Erklärungsansatz wurde europaweit als der wissenschaftlichste angesehen und in viele Sprachen übersetzt. Das häufigste von den Ärzten angewandte Mittel gegen die Gefahren der Seuche war das Verbrennen aromatischer Substanzen. So verbrachte Papst Klemens VI. die Pestzeit in Avignon zwischen zwei grossen Feuern, die in seinen Gemächern brannten und die ihn möglicherweise vor einer Ansteckung bewahrten, da sie unter Umständen die Ratten als Träger der Flöhe fernhielten.

Geisselungen und Wallfahrten sollen helfen

In Basel wurden nicht einmal die seuchenpolizeilichen Massnahmen, welche die italienischen Städte rigoros handhabten, rechtzeitig getroffen. Venedig beispielsweise führte 1374 zum Schutz gegen die Pest für Einreisende eine dreissigtägige Isolation ein, die «Trentana», um sicherzustellen, dass sie keine Anzeichen der Krankheit zeigten, bevor sie die Stadt betraten. Marseille setzte 1387 gar auf eine vierzigtägige Isolation, die «Quarantäne». Demgegenüber galt Basel als sträflich nachlässig.

Geissler oder Flagellanten, Menschen, die sich selbst blutig schlugen, um einen zornigen Gott zu versöhnen, gehörten zum Bild der Pest. In Basel zog eine Schar von ihnen, gekleidet in langen Kapuzenmänteln, singend ein, vollzog öffentlich die Selbstkasteiung und wurde anschliessend von den Bürgern in ihre Häuser zu Gast gebeten. Nach der Geisselung, wird berichtet, sei ein stimmgewaltiger Mann aufgestanden und habe einen Brief vorgelesen, den ein Engel gebracht habe und in dem Christus mitteile, er sei durch die Sünden der Welt beleidigt, darum müsse jeder Mensch 34 Tage lang pilgern und sich geisseln, um Barmherzigkeit zu erlangen. Durch diese Aufforderung liessen sich hundert vornehme Basler bewegen, mit einer «Bruderschaft» nach Avignon zum Papst zu ziehen. Das Oberhaupt der Kirche habe sie jedoch nicht empfangen, sie heimgeschickt und ihnen unter Strafe der Exkommunikation verboten, in Zukunft öffentliche Geisselungen vorzunehmen.

Hundert Jahre später, während des Konzils (1431–1448) suchte die Pest Basel erneut heim. Die Basler Ratsbücher schildern, wie sie sich durch das Rheinland herauf näherte, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Schliesslich erreichte sie um Ostern 1439 das Rheinknie. Sie wütete zuerst in den engen Stuben der einfachen Leute, bevor sie über die Schwellen vornehmer Häuser schritt und die Wohlhabenden würgte. Als die Sommerhitze einsetzte und die Temperaturen unerträglich hochstiegen, raste die Pest noch schlimmer als zuvor durch die Gassen. Eindrücklich ist die Angabe, dass vom Rheintor an der Schifflände bis hinauf zum oberen Ende der Freien Strasse nur drei Ehepaare vom Schwarzen Tod verschont blieben. Diese Information ist jedoch trügerisch. Wahrscheinlich flohen viele Leute aus der Stadt, wie es die Protagonisten in Boccaccios «Decamerone» taten. Es entstand wohl eine beängstigende Leere in der Stadt, die auf gewaltige Todesraten schliessen liess, die aber gewiss auch durch die Flucht vieler Stadtbürger zustande kam.

Während in der Hitze des Sommers die Pest furchtbar wütete, suchte man sein Heil im Glauben. Auf den 12. Juni 1439 ordnete der Rat eine Wallfahrt zum

Marienheiligtum Todtmoos im oberen Wehratal im Schwarzwald an. Rund tausend Personen, betreut von 20 Geistlichen, beteiligten sich an der Pilgerfahrt. Doch das Sterben in der Stadt ging nicht zurück. Im Gegenteil: Es wurde noch schlimmer. So beschlossen die Kapläne des Basler Münsters eine weitere Wallfahrt. Am 10. Juli brach man auf. Die Gläubigen wanderten während vier Tagen über Säckingen, Brugg und Zürich nach Einsiedeln. Der Bittgang brachte mehr Schaden als Nutzen. Anders als bei der Beulenpest erfolgt bei der Lungenpest die Übertragung von Mensch zu Mensch. Wo viele Leute beisammen sind, ist der Weg frei für die sogenannte Tröpfcheninfektion durch Niesen, Husten oder auch Sprechen. Man kann sich vorstellen, dass Pilgerfahrten mit über tausend Leuten aus einer pestverseuchten Stadt nicht nur die Teilnehmenden schwer gefährdeten. Sie wurden darüber hinaus auch zu einer wandelnden Gefahr für alle Orte, die sie durchzogen.

Gottes Zorn

Welcher Ansicht man auch immer sein mochte, der eigentliche Grund für die Pest war der Zorn Gottes über die Sünden der Menschen. Krieg und Teuerung der letzten Jahrzehnte hätten – so die Auffassung der Kirche – nicht ausgereicht als Strafen, da man sich von beidem in der «teutschen nation» rasch erholte und die hoffärtigen Reichen davon ohnehin zu wenig betroffen gewesen seien. Also habe Gott die Pestilenz geschickt. Die Liste der Bibelstellen, in denen ER die Menschen ob ihren Sünden züchtigt, ja mit todbringenden Plagen straft, umfasst fast ausschliesslich alttestamentarische Zeugnisse und kehrt bei Theologen und Medizinern stereotyp wieder. Dabei fällt auf, wie wenig die Sünden spezifiziert werden, die mit der Rute der Pest geahndet werden. Doch da nun einmal alle Menschen Sünder sind, mag wohl jeder selber wissen, was er sich hat zuschulden kommen lassen. In einem Sündenkatalog aus jener Zeit ist zu lesen, dass Ungehorsam gegen göttliche Gebote, Undankbarkeit, die Vernachlässigung der Pflichten der Nächstenliebe und die Furcht vor der Pest Zeichen von grossem und schwerem Unglauben seien. Ja, es wird sogar behauptet, das mangelnde Vertrauen auf Gottes Zusage, er sei Schirm und Schild auch vor der Pest, sei ein sicheres Indiz dafür, wer von der Seuche befallen werde und wer nicht. Der Umkehrschluss liegt nahe, dass die Überlebenden den Pesttod zum Gradmesser der Glaubensstärke machten.

Die Konzilväter von 1439 deuteten die Pest offenbar als Strafe für den desolaten Zustand der Kirche. Wie viele Teilnehmer erkrankte auch Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II. Von der Seuche schwer gezeichnet, erhielt er die Letzte Ölung. Wider Erwarten wurde er wieder gesund. Piccolomini war Zeuge, wie das Konzil, durch die Seuche geschwächt und irritiert, sich mit der Absetzung von Papst Eugen IV. befasste. Einige hohe Geistliche waren bereits geflohen. Man diskutierte darüber, ob man die Synode nicht an einen anderen Ort verlegen solle. Einige wollten, den Todeshauch der Seuche im Nacken, so rasch als möglich einen neuen Papst wählen. Andere beharrten darauf, einen besseren Moment dafür abzuwarten. Es wurde argumentiert, dass die Strafe der Pest nur so heftig über alle käme, weil das Konzil zögere, strenges Recht zu üben. Folgerichtig hoffte man, sie würde nachlassen, sobald Papst Eugen abgesetzt und ein neuer Heiliger Vater gewählt sei. Aber trotz der Erhebung von Amadeus VIII. von Savoyen, der als Felix V. als letzter Gegenpapst in die Geschichte einging, liess die Seuche nicht nach.

Ausschnitt aus dem Basler Totentanz: der Jüngling

Unter den Konzilvätern entstand eine ängstliche Unschlüssigkeit. Sie wussten nicht mehr, ob es besser wäre, sich davonzumachen oder in Basel zu bleiben.

Heran ihr Sterblichen, umsonst ist alles Klagen, ihr müsset einen Tanz nach meiner Pfeife wagen ...

Da der plötzliche Tod, wie etwa durch die Pest hervorgerufen, die richtige Sterbevorbereitung gefährden konnte, erinnerten insbesondere die Predigerorden im späten Mittelalter daran, stets ein gottgefälliges Leben zu führen und Busse zu tun. Ziel war es, immer auf den Tod vorbereitet zu sein. Diese quälende Konfrontation mit der Endlichkeit des Lebens, vor allem in Zeiten der Pest, die so viele völlig unvorbereitet hinwegrafft, findet ihren Ausdruck in der bildlichen Darstellung des grausigen Reigens zwischen Gevatter Tod und Menschen jeden Alters und Standes. Alle müssen sterben, ohne Unterschied, vom Kaiser bis zum Bettler. Die Vorstellung, dass der Tod die Menschen im Augenblick ihres Ablebens zum Tanzen zwingt, entstammt aus der Glaubenswelt des europäischen Mittelalters.

Im 15. und 16. Jahrhundert tragen besonders die Friedhofsmauern von Dominikanerklöstern grossformatige Wandgemälde, auf denen Menschen – aus jedem Stand, jeden Alters und Geschlechts – vom Tod zum Tanzen aufgefordert werden. Zur Zeit des Konzils, vielleicht unter dem Eindruck der grossen Pestepidemie von 1439, entstand in Basel, auf der Innenseite des Laienfriedhofs des Dominikanerklosters, ein monumentaler Wandzyklus. Wer immer dort vorbeikam, konnte sich dem überlebensgrossen Bilderbogen nicht entziehen. Alles, was Rang und Namen hatte, vom Papst über den Kaiser bis hinunter zum Narren und Krüppel, ja selbst zum Kind, wird vom grinsenden Tod mit ausgelassenen Tanzschritten weggeführt. Bewusst wurde: Am Tod kommt niemand vorbei.

Der Basler Totentanz wird durch einen Kanzelredner eröffnet. Zu seinen Zuhörern gehören ein Kardinal, ein Bischof und der Papst, die die geistliche Welt repräsentieren. Daneben steht die weltliche Obrigkeit: Kaiser, König und Königin und schliesslich das Volk, dargestellt durch zwei Bürger und einen Bauern. Zwei Totengerippe springen aus dem Beinhaus und spielen mit Trommel und Pfeifen zum Tanz auf. Dann folgen die 39 Paare, die je aus einem halb verwesten Skelett und einem typisierten Vertreter der drei Stände bestehen. Keine Frage: Der Obrigkeit waren die

Ausschnitt aus dem Basler Totentanz: die Äbtissin

Totentänze willkommen. Einerseits zeigten sie auf, dass vor dem Tod alle gleich sind, egal ob Bettler oder Kaiser. Sie verwiesen auf eine ausgleichende Gerechtigkeit – im Jenseits. Andererseits riefen sie zu einem gottgefälligen Leben auf, und zwar in dem Stand, in den man hineingeboren war und den niemand verlassen konnte.

Zwischen 1348 und 1668 folgten sich die Pestwellen in einem Rhythmus von rund 14 Jahren. Fast jeder und jede Dritte musste sich in den grossen Reigen einreihen. In der ersten Pestwelle starb gar die Hälfte der Basler Bevölkerung. Der Basler Stadtarzt, Felix Platter, verfasste eine Schrift «Sieben Regierende Pestelentzen oder Sterbendt zu Basel, die ich erlebt und darby gewesen» – sieben Pestzüge in einem Menschenleben! Aber der Tod brachte auch neues Leben. Den meisten Pestzügen folgte eine rasche Erholung. Neue Ehen wurden geschlossen. Ungehemmt zeugte man Kinder. Aus den Dörfern kamen Zuwanderer. Die Stadt Basel holte Bevölkerungsverluste von 30% innerhalb von 16 Jahren auf. Langfristig bewirkte der Schwarze Tod, dass man sich allmählich von der galenschen Medizin löste. Papst Klemens selbst sprach sich für eine Sezierung der Seuchenopfer aus, um die Ursache der Krankheit zu entdecken. Die direkte Auseinandersetzung mit dem menschlichen Körper durch anatomische Studien wurde mit grösserer Intensität als vor der Pandemie fortgesetzt und damit der erste Schritt in Richtung moderner Medizin und empirischer Wissenschaft getan. Die Infektionsmechanismen wurden indessen erst nach der Entdeckung des Pestbazillus 1894 in Hongkong durch Alexandre Yersin herausgefunden.

Quellen:
Hatje Frank, Leben und Sterben im Zeitalter der Pest, Basel im 15. bis 17. Jahrhundert, Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1992.
Kreis Georg/von Wartburg Beat, Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Christoph Merian Verlag, Basel, 2000.
Meyer Werner, Hirsebrei und Hellebarde, Walter Verlag, Olten, 1985.
Teuteberg René, Basler Geschichte, Christoph Merian Verlag, Basel, 1988.
www.altbasel.ch: Der Schwarze Tod in Basel